

The background of the cover is a sepia-toned illustration of a man and a woman in a mountainous landscape. The woman, on the left, is seen in profile, looking towards the right. She has dark hair styled in waves and is wearing a dark, long-sleeved jacket over a light-colored, full skirt. The man, on the right, is facing forward and smiling. He is wearing a light-colored, vertically striped tunic with a dark belt, light-colored breeches with a decorative hem, and a dark cap. He has a rifle slung over his shoulder. The background shows a misty or snowy mountain range under a pale sky. A vertical red line runs down the left side of the cover.

Dolores
Schmidinger
**HANNERL
UND IHR
zu klein geratener
PRINZ**

Dolores
Schmidinger

**HANNERL
UND IHR
zu klein geratener
PRINZ**



ERSTES KAPITEL

Die Barbara wundert sich, dass sie immer dicker wird. Es kann doch nicht sein, dass sie schwanger ist. Ihre Blutung ist zwar zweimal schon ausgeblieben, aber das kommt von den kalten Füßen, die man sich im Weinkeller beim Abfüllen holt.

Und wie sollte sie auch schwanger sein? Schwanger wird man, wenn man mit einem Mann im Bett schläft, oder? Sie hat mit ihrer Schwester in einem Bett geschlafen, aber das ist lange her. Und sie ist einem Männergesicht nicht in die Nähe gekommen – falls die Erntehelferin, die Liesi, recht hat, dass man schon vom Küssen schwanger werden kann. Sogar dem Franz ist sie aus dem Weg gegangen, obwohl er sie immer so angeschaut hat, wenn sie vorbeigegangen ist, vom Kopf über die Brust, und seine Augen sind dann zwischen ihren Beinen hängengeblieben.

Nein, da gibt es keine Sünde in der Ortschaft Oberdürnbach, Gemeinde Maissau in Niederösterreich, im Jahr 1913. Außer hie und da eine Birne von einem Baum stehlen. Da geht alles mit rechten Dingen zu, auch am Hof des Weinbauers Alois Prager und seiner Familie. Die Mutter Caroline, der Stammhalter Alois junior und die Töchter Pauline und Barbara. Ihr Hof liegt am Ende der Ortschaft, dort, wo die Felder anfangen. In der Kellergasse steht das Presshaus mit dem Weinkeller, die weiß gekalkte Fassade mit Efeu bewachsen.

Man hat eine Magd für die Arbeit im Haus und einen Gesellen, der bei der Arbeit im Weingarten hilft. Dem jungen Alois soll einmal das Weinanbauen vererbt werden, aber er will bei der Infanterie marschieren, für Kaiser und Vaterland.

Es geht so dahin mit dem Leben am Hof, wo der Haustrunk immer am Tisch steht: ein Drittel heuriger Wein, zwei Drittel Wasser und drei Esslöffel Zucker. Das hilft gegen den Durst der ganzen Familie.

Die Barbara ist jetzt 23 und hat bisher mit den Burschen nicht viel anzufangen gewusst. Sie ist auch nicht so hübsch wie die anderen Mädchen und versteht es nicht, sich aufzuputzen.

Sie hat kräftige Arme und ein kantiges Gesicht, nicht so ein weiches wie die anderen Mädchen, die sich die Haare mit Zuckerwasser zu Locken drehen.

Seit sie mit zwölf die Volksschule verlassen hat, hilft sie dem Vater im Weingarten und – obwohl er sie noch nie gelobt hat – weiß sie, dass sie es besser macht als ein Mann.

Sie ist auch lieber allein als mit den anderen Mädchen Späße zu treiben, die dann in ein Lachen ausbrechen, als ob Fohlen wiehern würden. Die anderen Mädchen vom Dorf, die ihre Mieder beim Tanzen ganz eng schnüren, dass die Brüste herauszufallen drohen und die Barbara ausspotten, weil bei ihr „nicht viel herausfallen kann“.

Im vorigen Winter, beim Perchtenlauf, als die Burschen in ihren schaurigen Masken behörnt und betrunken mit ihren Ruten auf die Mädchen losgegangen sind, wo sich das männliche Grölen mit dem Gekreisch der Weiber gemischt hat, da war der Franz unter den Anführern. Er hat gar nicht lustig

ausgeschaut. Um seinen Körper waren schwarze und braune Felle geschlungen und er hat eine gelbe Fratze vorm Gesicht gehabt, mit einem grinsenden Maul, zwei teuflischen großen Ohren und zwei spitzen Hörnern.

Sie machen ihre Runde, ein Zug von Männern, die sich durch Hässlichkeit zu übertrumpfen trachten, im Wirtshaus ist es losgegangen, der Glühwein in einem Fass, wo man mit Schöpflöffeln sich bedienen kann, daneben die steinernen Krüge, aber die meisten saufen schon aus dem Schöpflöffel.

Unter Gebrüll sind dann die Peitschen zum Einsatz gekommen, und ein ordentlicher Percht hat eine ordentliche Peitsche. Einen Kuhknochen zum Beispiel, mit Lederschnüren dran gebunden.

Zuerst dreschen sie wahllos auf die Leute ein, die ihnen in den Weg kommen, dann auf die heulenden Kinder und schließlich kommen die Mädchen dran.

Der Franz hat die Barbara bei der Taille gepackt und sie im Spaß hinter das Haus der freiwilligen Feuerwehr zu der kleinen Mauer gedrängt, die am Bach entlang geht. Sie hat gelacht und gesagt, dass er sie loslassen soll.

„Geh weg mit dein’ schiachn G’sicht!“

Doch dann hat er ihren Körper umgedreht und über die Mauer gelegt, so als wäre sein einziges Interesse ihre Hinterseite. Da hat er ihren Rock hochgehoben bis zur Taille und sie hat etwas Warmes, Fleischiges gespürt in sich drin. Und er hat zu stoßen angefangen, das hat wehgetan, aber viele Stöße waren es dann doch nicht und er hat gegrunzt und das Fleischige wieder in seinem Hosensack verstaut

„Franz, wo bist denn?“, haben die Burschen vorne am Dorfplatz gerufen und er hat geantwortet: „Ich komm eh schon!“

Dann hat er sich umgedreht und ist zu den andern gestol-

pert. Die Barbara hat sich aufgerichtet und den klebrigen Saft mit ihrer Sonntagsschürze von den Schenkeln gewischt.

Und als sie im März zum vierten Mal vergeblich auf das Blut wartet und sich ihr Bauch unter dem Hemd zu einer Kugel formt, da wird ihr klar, dass das warme Fleisch vom Franz doch etwas mit dem Kinderkriegen zu tun gehabt haben muss.

Wen kann man um Rat fragen? Ihre ältere Schwester, die ja selber schon Kinder hat? Sie schämt sich vor der Pauline, weil die ja anständig verheiratet ist mit ihrem Gatten, dem Schragel Anton. Den Herrn Pfarrer soll sie fragen, der vor lauter Frömmigkeit einen Mundgeruch hat, so als wäre der Wein von der Morgenmesse in seinen Eingeweiden sauer geworden?

Den Herrn Doktor in Maissau, der immer verkniffene Mundwinkel bekommt, wenn er die Barbara unterhalb der Taille untersuchen muss?

Aber da ist es schon zu spät. Nichts mehr zu verbergen.

Der Vater pflanzt sich vor ihr auf mit seinem großen, schnurrbärtigen Schädel und brüllt: „Du Hure bringst Schande auf meinen Hof! Du liederliche Hure!“, und die Barbara wundert sich, dass er auf einmal nach der Schrift redet, und da fliegen schon die Ohrfeigen, bis ihr das Blut aus der Nase rinnt.

Also der Franz.

Der Franz Brandl, angehender Weinbauer, wird vor das Familiengericht geladen. Aber ein wirkliches Gericht wird das nicht werden, der Tisch ist fein gedeckt, das Brot und die Würste und der Speck und die weißen Teller und drei Flaschen vom speziellen Jahrgang stehen da. Eine zünftige Jause für später, wenn alles wieder gut sein wird.

Der Franz trägt den Sonntagsanzug und hat ein Sträußchen Vergissmeinnicht zusammengepflückt. In seine strohblonden Haare hat er einen akkuraten Seitenscheitel gezogen und seine linke Hand umkrampft die Krempe von seinem Hut.

Der Vater macht eine Handbewegung, dass sich der Franz niedersetzen soll. Der setzt sich auf den Sessel, der neben dem Ofen an die Bank geschoben worden ist.

Die Familie ist um den Tisch versammelt. Der Vater mit den geplatzten Adern im roten Gesicht, die Mutter mit der gestreiften Sonntagsbluse und einer Silberkette, die bis zum Gürtel herunterhängt, die ältere Schwester Pauline und ihr Angetrauter, als Beispiel für eheliche Tugendhaftigkeit, die Großmutter mit ihrem weißen Kopftuch, mit dem kleinen Toni Schragel am Schoß, neben sich die vierjährige Anna, die jetzt endlich eingeschlafen ist, und der Besucher, der das Vergissmeinnichtsträußchen auf dem Tisch abgelegt hat.

Nur die Barbara steht an den Türstock gelehnt und hat die Arme vor der Brust verschränkt. Der Vater lacht auf einmal und sagt mit gespielter Feierlichkeit: „Schau, jetzt braucht es noch eine Extraeinladung, das Fräulein Barbara!“

Und er betont „das Fräulein“ mit einer übertrieben galanten Verbeugung.

Dann steht der Franz auf, nimmt das Vergissmeinnichtsträußchen wieder in die Hand, räuspert sich und fragt den Vater in missglücktem Hochdeutsch: „Herr Prager, täten Sie mir die Hand von Ihrer Tochter Barbara geben?“, und er wischt sich mit der Hand den Schweiß von der Stirn. Der Vater deutet, dass er sich wieder hinsetzen soll.

Dann schenkt er den speziellen Jahrgang ein, schnuppert am Glas, ob der spezielle auch wirklich speziell ist – ein Welschriesling 1907 – und macht eine längere Pause, als

müsste er sich das alles sehr gut überlegen. Dann schlägt er dem Franz auf die Schulter: „Na dann, Herr Schwiegersohn! Aber bald muss die Hochzeit sein, damit man die schlimmste Schande noch verhüten kann!“

Und alle lachen und stoßen an mit dem 1907er.

Und sie prostet der Barbara zu, die noch immer beim Türstock steht.

„Komm doch jetzt her“, sagt die Mutter, „und hör auf zu trotzen.“

Die Barbara löst sich vom Türstock, geht langsam zum Tisch und beugt sich zum Franz hinunter. Ganz nah kommt sie seinem Gesicht.

„Und warum willst mich heiraten, ha?“

Der Franz wird rot und fängt an irgendetwas zu stottern, aber sie unterbricht ihn.

„Warum? Aus Anstand, aus Angst vor dem Vater – und wegen was noch?“

„Na, weil ich ...“ stammelt der Franz.

„Weil du was? Weil du mich lieb hast? Nein, nein, da war nicht von Liebe die Rede. Oder war das Liebe, was du mit mir gemacht hast, hinten am Bach? Nicht einmal einen Kuss hast du mir gegeben!“

Der Franz ist jetzt so rot, als ob er Fieber hätte und schaut auf den Teller mit den Würsten.

Aber die Barbara hört nicht auf.

„Mir graust's vor dir, ich will dich nicht, und die Schand' werd ich ganz allein mit mir selber ausmachen.“ Und dann spuckt sie ihm ins Gesicht. Und rennt hinaus, weiß Gott wohin.

Und die anderen lassen sich halt den 1907er schmecken.

ZWEITES KAPITEL

Also erblickt das Kind „Johanna Prager“, Mutter „Barbara Franziska Prager“, Vater „Querstrich“, am dritten September in Oberdürenbach, Gemeinde Maissau, durch einige energische Griffe der Hebamme Rosalia Hengstschläger das Licht der Welt.

Die Johanna – von allen „Hansi“ genannt, liebkosend und vor allem, um beim Reden eine Silbe zu sparen – ist brav und schläft viel, man muss ihr nicht dauernd den Mohnzuzl ins Goscherl stecken.

Die Großmutter, die für die Kinder zuständig ist, hat der Barbara gezeigt, wie das geht: Man nimmt ein kleines Stück Tuch und füllt es mit einer Mischung aus Mohn und Honig, dann bindet man einen Faden um das hintere Ende und fertig ist der Zuzl. Der Mohn macht die Kinder schläfrig.

Wenn die Barbara der Hansi eine von ihren Brüsten gibt, dann spürt sie etwas Unangenehmes in ihrem Bauch, etwas, das nicht sein darf, denn man muss sein Kind lieben über alles in der Welt. Aber die Barbara hat dunkle Haare und das Kind ist strohblond wie sein Vater. Wie der Franz, den sie doch aus ihrem Gedächtnis löschen wollte.

Dass der Mutterinstinkt ganz von allein kommen wird, sagt ihre Schwester Pauline. Aber der Instinkt will sich vorläufig nicht einstellen.

Den Kaiser Franz Ferdinand haben sie erschossen. Und darum ist jetzt Krieg. Barbaras Bruder Alois marschiert bereits bei der Infanterie, für Kaiser und Vaterland.

Die Fotografen haben viel zu tun in ihren Ateliers, denn in jeder Ortschaft lassen sich die jungen, fröhlichen Burschen abbilden, in ihren besten Anzügen, die Hüte geschmückt mit weißen Seidenblumen und üppigen Gebilden aus Kunstfedern, die Bräute des Krieges, die dem Feind ordentlich eins draufhauen werden.

Vom Krieg merkt man nicht viel in Oberdürnbach. Die Front ist weit entfernt, aber trotzdem kommen die Nachrichten, und es werden täglich mehr, und man muss Partezettel drucken lassen: „Schmerzvoll geben wir bekannt ...“, „Er starb den Heldentod für das Vaterland ...“, „Ruhe in Frieden!“

Und es gibt ein Begräbnis, obwohl der Körper irgendwo anders ruht, in zerfetzten Kleinteilen.

Die Barbara will nach Wien, Arbeit finden, Geld verdienen.

Die kleine Hansi könnte vorläufig bei der Pauline bleiben, weil sie doch so ein braves Kind ist. Und die Großmutter mit dem weißen Kopftuch ist ja auch noch da.

Außerdem ist ihr das Leben in der Stube nicht mehr erträglich, weil der Vater nichts mit ihr spricht.

Früher, wenn sie beim Essen um den Tisch gesessen sind und der Vater seine Suppe in den Teller geschöpft bekam, da hat er immer gesagt: „Geh Madl, gib mir das Salz uma!“, und dann hat ihm die Barbara das irdene Salzfüßchen hinübergeschoben.

Und jetzt, wenn er die Suppe im Teller hat, sagt er an niemand bestimmten gerichtet: „Salz!“, obwohl das Füßchen ohnehin schon neben seinem Teller steht.

Und dann gibt es eine Anzeige in der Bezirkszeitung, dass

in der Niederösterreichischen Landes-Heil- und Pflegeanstalt für Nerven- und Geisteskranke „Am Steinhof“ dringend Pfleger und Pflegerinnen gesucht werden, Dienstwohnung und Verpflegung inbegriffen.

Die Barbara fährt mit dem Personenzug von Maissau nach Wien, dritter Klasse, sitzt auf der harten Holzbank, isst einen Apfel und ist ziemlich aufgeregt, obwohl sie schon einmal in Wien gewesen ist, die Mutter ist mit ihr gefahren, als ihr gebrochener Arm geschient werden musste.

Sie fährt mit der Elektrischen Tramway Nr. 47 hinauf zum Irrenhaus.

Das schaut nur gar nicht aus wie ein Irrenhaus, sondern wie eine Gruppe von vornehmen, großen Sommerhäusern, und hinten kann man eine Kirche sehen, die aussieht wie ein orientalischer Palast.

Und das alles nur für Verrückte und Narren? Eine Verschwendung!

Der nicht ganz nüchterne Portier in seinem Häuschen neben dem Eingangstor schickt sie ins Personalbüro:

„Gradausss ins Haupt...Hauptgebäude, undan erste Tür rechssss. Ssssie miassn nachn Magista Keppla fragen, schönes Fräulein!“, und er zieht seine Kappe und verbeugt sich. Dabei verliert er das Gleichgewicht und fällt auf die Knie.

Der Magister Keppler residiert hinter einem enormen Schreibtisch aus poliertem Eichenholz, vor ihm steht ein Telefonapparat aus Metall mit einer runden Wahlscheibe.

Beim Herrn Magister Keppler ist das meiste spitz: die Nase, der Mund mit den vorstehenden Zähnen, der Bauch, der über seinem Hosenbund sitzt wie ein riesiges Ei und die Enden von seinem Schnurrbart, die mit Pomade nach oben gerichtet wurden.

„Also kurz und gut“, sagt der Magister Keppler leicht nadelnd, um zu zeigen, dass er ein Angehöriger der Oberschicht ist. „Wir haben einen eklatanten Personalmangel, weil jetzt Unmengen von Soldaten direkt vom Schlachtfeld hier eingeliefert werden!“

„Ist das hier nicht eine Anstalt für Verrückte?“, fragt die Barbara höflich.

„Das ist es eben!“ Der Magister springt auf. „Sie leiden alle an einer unheimlichen, neuen Geisteskrankheit! Man nennt es ‚Kriegszittern‘.“ Der Herr Magister Keppler beugt sich über den Schreibtisch und verfällt bei dem Wort „Kriegszittern“ in einen Flüsterton, als ob in dem Wort an sich schon der Satan sitzen würde.

„Aber Sie werden ja schon bald mit eigenen Augen sehen“, sagt er, „wie diese Kreaturen sich gebärden. Offiziell heißt es natürlich ‚Patienten‘, ‚Verrückte‘ darf man nicht mehr sagen! Merken Sie sich das.“

Er holt seine Taschenuhr aus der Weste und wirft einen Blick darauf. Dann steht er auf.

Ob sie am Montag anfangen kann? In der neu errichteten Baracke 35 wird sie wohnen. Gleich neben dem Pavillon 8, der voll ist mit den Kriegszitterern. 90 Kronen in der Woche, Verpflegung und Unterkunft umsonst.

Vor der Rückfahrt am Nachmittag kauft sich die Barbara am Franz-Josefs-Bahnhof eine Leberkäsemmel und da kommt auf einmal so ein komisches Gefühl, wie wenn ein Knopf in ihren Eingeweiden sich von allein entwirren würde. Freiheit! Bald wird sie sich viele Leberkäsemmeln kaufen können!

Drei Tage später gibt es dann am Bahnhof in Maissau einen Abschied, alle sind sie da, sogar die Mädchen vom Dorf, die jetzt nicht mehr kichern, sondern ganz ehrfurchtsvoll der Bar-

bara die Hand reichen, einer, die ganz allein in Wien ihr Geld verdienen wird!

Nur der Vater ist zuhause geblieben.

Die Barbara mit dem zerbeulten Pergamentkoffer und einer Jause – ein Laib Brot, ein Stück Geselchtes und eine Flasche Apfelmost –, alles in ein kariertes Geschirrtuch gehüllt. Sie beugt sich aus dem Zugfenster und die Hansi wird ihr noch einmal in die Arme gereicht. Aber die Barbara weint nicht.

DRITTES KAPITEL

Die Baracke 35 ist ein ebenerdiges Holzgebäude, inmitten der zweistöckigen Backsteinpavillons für die Irrsinnigen – die Barbara korrigiert sich im Kopf: die Geisteskranken –, wo die meisten Fenster vergittert sind. In der Baracke gibt es eine Küche und moderne Baderäume und saubere Aborte.

Den großen Raum in der Mitte der Baracke hat man mit Holzwänden in verschiedene Zimmer unterteilt.

Die Barbara bewohnt jetzt das Zimmer Nr. 7, und sie kann von ihrem Fenster aus auf ein Stück Weingarten sehen, der einen Hügel hinaufwächst. Aber sie ist keine sentimentale Trutschen, und schon gar nicht eine mit Heimweh.

Man hat ihr ein Holzbett hereingestellt, eine grobe Felddecke liegt darauf und verwaschenes Bettzeug. Ein einfaches Nachtkästchen gibt es, einen Sessel und einen maroden Kasten, dem ein Teil der Hinterwand fehlt. In der Ecke steht ein wackliger Eisenständer mit einer emaillierten Waschschüssel und einem Krug. Auf den Boden der Waschschüssel hat ein Künstler einen Vergissmeinnichtstrauß gemalt.

Ihre Uniform liegt auf dem Bett, frisch gestärkt: eine blaue Bluse, ein schwarzer Rock und eine blaue Schürze. Ernst und würdig, so soll sie aussehen, aber da gibt es noch ein weißes, keckes Häubchen mit einem gerüshten Rand, so wie Rotkäppchens Großmutter es trägt, und sie fragt sich, wie sie damit tollwütigen Patienten einen Respekt einflößen soll.

Der Oberpfleger führt sie herum. Zuerst stellt er sich vor und legt seine Finger salutierend an seinen borstigen Haaransatz.

„Gestatten, i bin der Oskar.“

„Ich bin die Barbara.“

Sie hält ihm die Hand hin und er ergreift sie und drückt, als ob er einen Schraubstock eingebaut hätte.

„Damit du gleich siehst, wer da das Sagen hat!“, dann lässt er sie los und lacht von ganzem Herzen, weil sie sich vor Schmerzen krümmt.

Er hat Muskeln wie ein Ringer vom Heumarkt und an seinem Gürtel ist ein gewaltiger Schlüsselbund befestigt.

„Und das Wichtigste, Fräulein Barbara: Von der Leitung der Anstalt haben wir die Anweisung, die Patienten höflich und korrekt zu behandeln! Der Professor ist nämlich ein ‚Humanist‘. Natürlich Freimaurer, und ganz arisch san ma wahrscheinlich ah net.“ Er zitiert den Professor und parodiert gepflegtes Deutsch:

„Meine Herren, das sind Menschen, die in Schützengräben verschüttet waren, verängstigte Menschen, die tage- und wochenlang den Tod zu fürchten hatten, Sie müssen Geduld haben und viel Mitgefühl!‘ Aber unter uns, Fräulein Barbara. Meiner Meinung nach sind das Simulanten, die nicht mehr an die Front zurückwollen. Mitgefühl!“ Er spuckt auf den Boden. „Ich sag Ihne’ was, ohne Gewalt geht da gar nix. Sie werden sehen.“ Er zeigt eine von seinen tellergroßen Händen: „A ordentlicher Brachholder ist am Ende das Einzige, was hilft!“

„Was ist denn ein Brachholder?“, fragt die Barbara und denkt an ein nervenstärkendes Kraut, das die Patienten verabreicht bekommen.

Aber der Oskar sagt ganz ernst: „Ein Brachholder ist – vornehm ausgedrückt – eine heftige Ohrfeige. Auf Deutsch:

A mordstrumm Watschen!“, und er lacht schallend, obwohl er kein Lächeln im Gesicht hat.

„Also ... schau ma uns das Kasperltheater einmal an.“

Er nimmt einen seiner Schlüssel und öffnet die Türe zum Pavillon 8, wo die Kriegszitterer untergebracht sind. Die Barbara hat noch nie einen Wahnsinnigen gesehen und starrt auf das, was sich ihr bietet.

Der Oskar nimmt einen Flachmann aus seiner Jackentasche, schraubt ihn auf und überreicht ihn der Barbara. Wortlos macht sie einen Schluck und muss husten, dass ihr der Rotz aus der Nase rinnt.

„Doppelt gebrannter Obstler, der fährt ein wie der Teufl, was?!“, sagt der Oskar stolz und nimmt die Flasche wieder an sich.

Im Zimmer stehen zwölf Betten, die meisten sind momentan belegt. Die Männer darin scheinen zu schlafen, aber der eine strampelt mit den Beinen in einem gleichmäßigen Rhythmus, als ob er Turnübungen machen würde. Der zweite setzt sich immer wieder auf und fährt sich mit dem Zeigefinger über die Nase. Die drei anderen stöhnen im Schlaf.

„Die hab’n grad ihre Ration gekriegt“, sagt der Oskar, „a bisserl Morphium für die einen, die leichteren Fälle bekommen Chloralhydrat. Da schlafen s’ wie die Engler – sollte man meinen.“

Er schaut nach rechts, wo einer vom Bett aufstehen will, sich aber nicht auf den Beinen halten kann und zusammenfällt wie eine Marionette, der ihr Spieler abhandengekommen ist.

Mitten im Raum ist ein Mann, der einen kunstvollen Tanz zum Besten gibt. Er verrenkt sich wie ein Zirkusakrobat, dann bleibt er stehen und rollt die Augen, bis er einen Punkt gefunden hat, an dem sein Blick haften bleibt, bevor er mit seinem Veitstanz weiter macht.

Nur keiner applaudiert.

Zwei andere sind mit Stricken auf Sessel gebunden, damit ihnen eine Pflegerin einen farblosen Brei aus einem Topf in den Mund löffeln kann. Die Pflegerin hat einen mächtigen Brustkorb und einen kleinen Kopf mit mausgrauen Haaren unter ihrem kecken Häubchen.

„Servus“, sagt sie zur Barbara, „du bist die Neue, gell? Ich bin die Josefa!“

Die Barbara will höflich antworten, aber dazu kommt es nicht, denn die Josefa schreit dem Mann ins Ohr, den sie gerade füttert: „Na mach endlich die Goschen auf!“ Und zur Barbara sagt sie: „Der beißt immer in den Löffel. Boshaft wie die Affen, Du musst sie behandeln wie kleine, böse Kinder. San halt Narren. Ich mein“, sagt sie anklagend, „dabei bekommen unsere Patienten hier die modernsten Behandlungen, Eiswasserbäder, Elektroschocks. Bei manchen hilft es, aber bei anderen ist Hopfen und Malz verloren!“

Der Oskar mischt sich ein:

„Manchen geht’s nach einem Monat wieder besser, Gott sei Dank, und die dürfen dann eh gleich wieder an die Front, für Kaiser und Vaterland. Aber andere sind schlau und spielen dir was vor, damit sie gleich in die Renten kommen!“, und er packt den akrobatischen Tänzer beim Kragen und gibt ihm einen Bracholder.

„So, Barbara, da muss man sauber machen, bevor die Visite kommt. Das Gespiebene wegputzen und die Scheiße, pardon, Frau Gräfin, das Erbrochene und die Exkrementen. Ich muss jetzt a bisserl zu den Syphilitikern, nach dem Rechten schauen. Küß die Hand, die Damen.“

So fängt der erste Arbeitstag an. Und spät am Abend verfasst die Barbara eine Postkarte an ihre Familie, wo die prächtige Anstaltskirche vorne drauf ist:

Meine Arbeit ist sehr anstrengend und die Soldaten sind vollkommen verrückt. Aber zu essen gibt es genug. Heute haben wir sogar ein Stück Wurst in der Suppe gehabt!

Gebt der Hansi ein Busserl von ihrer Mutter und seid mir alle gegrüßt.

Eure Barbara

VIERTES KAPITEL

Die Barbara hat schnell dazugelernt und muss nicht mehr die Krankensäle putzen, außerdem hat sie eine neue Uniform bekommen. Ihre Haube hat keine Rüschen und ihre Schürze ist weiß. Am Gürtel hängt ein riesiger Schlüsselbund, der zu allen Räumen Zutritt verschafft, auch zu den fensterlosen Zimmern, wo manche Patienten allein hausen, in eine Zwangsjacke gesteckt, weil sie gemeingefährlich sind.

Sie kommt gut aus mit den anderen Pflegerinnen, aber eine Freundin hat sie nicht gefunden.

„Die geht in den Keller lachen!“, flüstern sie hinter ihrem Rücken, wenn man am freien Abend beim Heurigen sitzt.

Oder sie versuchen, mit ihr ins Reden zu kommen:

„Geh, schau nicht so traurig!“

„I schau eh nicht traurig!“

„Geh, lach ein bisserl!“

„Warum soll ich lachen?“

Und irgendwann geben sie es auf.

Sie ist stolz, ihr Lohn ist erhöht worden, und sie kann einen Teil nach Hause schicken für ihre Tochter Johanna.

Nach Hause? Dort ist nicht mehr ein Zuhause. Zuhause ist jetzt hier, unter den Idioten und dem Stück Weingarten vor dem Fenster der Baracke 35.

Aber dort, wo sie herkommt, trauert man gerade um ihren Bruder Alois, der unbedingt bei der Infanterie mitmarschieren wollte und den es erwischt hat, irgendwo in Slowenien. Gefallen für das Vaterland.

„Gefallen“ war vor dem Krieg ein ganz harmloses Wort: „Der Karl war besoffen und ist auf die Goschen gefallen.“

Und jetzt heißt es halt: „Der Karl war besoffen und ist auf die Goschen gefallen für das Vaterland.“

Und weiter werden Männer abgeholt, auch den Franz haben sie mitgenommen, der inzwischen die Tochter vom Bürgermeister geheiratet hat.

Die Barbara bekommt Urlaub, damit sie beim Begräbnis dabei sein kann. Ein Begräbnis ohne Leiche im Sarg.

Die Familie drängt sie, da müsste jetzt endlich ein Bild gemacht werden von der zärtlichen Mutter und ihrem süßen blonden Kind!

Sie fahren mit dem Pferdefuhrwerk nach Maissau zum Fotografen.

Das ist keine gute Idee. Das Kind will nicht auf dem Arm einer ziemlich fremden Frau sitzenbleiben, es will wieder in die Arme von der Pauline. Der Fotograf ist so etwas gewohnt und macht lustige Späße, bevor er abdrückt. Hantiert mit einer Kasperlpuppe, bläst in eine Mundharmonika hinein: „Alle meine Entlein schwimmen auf dem See!“ Und die kleine Hansi fängt an zu brüllen und die Pauline gibt ihr eine Ohrfeige.

Schließlich hat sich das Kind müde geweint und zum Trost seinen Teddybären bekommen, wo es sich anklammern kann.

Und es darf geknipst werden.

Und jetzt hat die Barbara ein neues Foto auf dem Nachtkästchen stehen, in einem üppig verschnörkelten Rahmen.



Eine Barbara mit zurückgekämmten Haaren und einem Knoten im Nacken, mit einem verzagten Blick irgendwo am Fotografen vorbei, in ihren Armen ein Kind mit blonden Stirnfransen, das trotzig in die Kamera schaut.



Den Oskar haben sie einberufen. Es gibt nur mehr wenige Pfleger am Steinhof.

Manchmal ist es angenehm, wenn einen keiner herumkommandiert. Aber eigentlich ist es ungerecht, die Barbara macht Männerarbeit und bekommt ein Drittel weniger Lohn als die Männer.

Neben der Josefa gibt es noch eine ältere, erfahrene Pflegerin, sie heißt Rosi und kümmert sich um die ganz schweren Fälle, die sie ans Bett fesseln muss. Eine Frau mit einem Gesicht, das einem Affen gehören könnte. Die Rosi hat ordentliche Muskeln und eine heisere Stimme, wie mit einem Reibeisen behandelt, denn sie raucht starke Zigaretten. Ihre Spezialität ist es, Patienten, die sich eingekotet haben, möglichst lang in ihren Exkrementen liegen zu lassen.

Drüben im Westflügel würde die Barbara mehr verdienen und dazu noch Trinkgelder kassieren. Im Westflügel der Heilanstalt gibt es nämlich „Das Sanatorium“. Da werden die besseren Leute untergebracht.

In vornehmen Zimmern, auf den Gängen Teppiche und echte Palmen in Keramiktopfen, und sogar ein Kaffeehaus gibt es, mit einem Grammofon und einem Billardtisch.

Wenn in der Anstalt unten langsam die Lebensmittel knapp werden, serviert man hier noch viergängige Menüs.

Die, die Rechnungen bezahlen können – große Rechnungen –, an die werden auch keine Stromschläge ausgeteilt, an denen werden keine Eiswassertherapien vorgenommen, da werden „Herr Major“ und „Herr Feldwebel“ mit beruhigenden Massagen behandelt, da gibt es Kurbäder mit stärkenden Kräutern.

Und dann diese neue, sensationelle Behandlungsmethode: Hypnose!

Der Kriegszitterer wird auf ein Bett gelegt, der Arzt redet ihm gut zu, dass er sich entspannen soll, der Patient schläft ein und alle Symptome sind verwunden. Wenn der Kriegszitterer aufwacht, sind die Symptome wieder da, aber man muss Geduld haben, sagt der Professor.

Und es residieren ja dort auch allerlei vornehme Leute, die nicht an Kriegsneurosen leiden. Der halbe zweite Stock ist reserviert für eine englische Gräfin, die hier mit 15 Diensthofen logiert. Sie leidet an Vergesslichkeit, aber sie führt ein feudales Leben. Sie hat prächtige Papageien in großen Volieren und einen schwarzen Pagen, der einen Turban tragen muss.

Die Barbara hat die Aufsicht bei den asozialen Frauen dazubekommen. Im Pavillon 23. Und deswegen ist sie jetzt auf einem Ohr taub. Dabei ist sie vorher gewarnt worden.

„Die Arbeit dort ist kein Lercherlschas!“, hat die Rosi gesagt, „die Weiber san hinterlistige Gfraster, die fladern dir sogar die Schuhbandeln, wennst net aufpasst. Und wie die eingeliefert werden! Verlaust, verdreht, und die meisten können nicht einmal lesen und schreiben. Sind eh alles Huren! Selber schuld!“

Eine von den alten Prostituierten ist die Gretel.

Die „alten“ Prostituierten sind eigentlich nicht wirklich alt, nur halt nicht mehr brauchbar für ihren Zuhälter und seine Kunden. Zahnlos, mit ihren ruinierten Gesichtern, vom Alkohol zu Perchten vershandelt, von der Syphilis weich geworden im Kopf.

Also die Gretel muss einmal eine Schönheit gewesen sein, mit einer feinen Nase und einer engen Taille und dunklen Locken. Sie redet fein wie eine Bürgerliche, wahrscheinlich war sie eine „Nobelhure“, die ihre Freier ins Separee begleitet hat, oder auf geheime Festivitäten.

Aber jetzt sammelt sich Fett um ihre Mitte und die Locken sind verfilzt wie das Fell von einem Straßenhund.

Sie glaubt, dass die Heilige Maria von Ägypten bei ihr am Bett sitzt. Die Schutzpatronin der Prostituierten.

Und jedem, der bei ihr vorbeikommt, erzählt sie die Geschichte der Heiligen Maria:

„Also die Maria ist damals in Ägypten auf den Strich gegangen. Unter den Pyramiden, auf und ab ist sie gegangen, und die Freier sind auf Kamelen gekommen und sie haben es dann oben im Sattel getrieben. Einmal ist ihr dabei eine Kokosnuss von einer Palme auf den Kopf gefallen. Und plötzlich ist ihr ein Licht aufgegangen und sie wollte ab sofort ein keusches Leben führen. Und da ist ein Mönch gekommen und hat gesagt, er gibt ihr drei Münzen, wenn sie in die Wüste geht und Buße tut. Und von den drei Münzen hat sie sich drei Brote gekauft, als Proviant. Aber das waren keine Brote wie bei uns – so ein ordentlicher, knuspriger Drei-Kilo-Laib –, das waren armselige runde Fladen, die ausgeschaut haben wie Kuhscheiße. 46 Jahre später hat sie der Mönch dann besucht in der Wüste. Und sie war geläutert und am ganzen Körper behaart wie ein Affe, weil sie in der Eile das Rasierzeug nicht mitgenommen hat. Und der Mönch hat ihr die Kommunion gegeben und sie ist tot umgefallen, weil sie schon so schwach war – stell dir vor, drei Brote in 46 Jahren! Und ein Löwe hat ihr das Grab geschaufelt mit seinen Tatzen, weil der Mönch keinen Spaten dabeigehabt hat.“

Die Gretel spricht die ganze Nacht mit der Heiligen Maria von Ägypten. Am Tag schläft die Gretel.

Und wie einmal die Barbara in der Früh sich aufs Bett setzt, weil sie der Gretel Fieber messen will, wacht die Gretel auf.

„Wer bist denn du?“, fragt sie die Barbara. „Wo ist die Heilige Maria?“

„Die kommt gleich wieder,“ sagt die Barbara beruhigend, wie zu einem Kind, „die holt frisches Weihwasser aus der Kapelle, die ist gleich wieder da und inzwischen werden wir Fieber messen.“

Die Gretel richtet sich im Bett auf und schreit:

„Wer bist du? Du bist die Schlange, die mich verführen will! Die mir ihre gespaltene Zunge ins Ohr steckt! Weißt du, dass die Schlange einen Schwanz hat und eine Fut, da kannst du dir's aussuchen! Aber ich bin jetzt rein und keusch, schleich dich, weiche, Satan!“

„Ich weiche gleich!“ Die Barbara hat es gelernt, mit den Närinnen Geduld zu haben. „Aber lass mich Fieber messen! Die Heilige Maria ist schon draußen am Gang. Schau, man kann ihren Heiligenschein sehen!“

„Weiche!“, schreit die Gretel noch einmal, und dann springt sie aus dem Bett und gibt der Barbara eine Ohrfeige, die so gut ist wie ein Bracholder vom Oskar.

Die Barbara fällt auf den Boden, mit dem Kopf voran, und gleich sind Pflegerinnen da, die den Kopf von der Gretel in das Waschbecken stecken und ihr Wasser über den Kopf rinnen lassen, bis sie glaubt, dass sie ertrinkt. Die Barbara ist seither auf dem linken Ohr stocktaub.

Im 16er Jahr gehen bei den Leuten unten in Ottakring die Vorräte zu Ende. Und auch in der Anstalt sind die Mahlzeiten armselig geworden, besonders die von den Insassen.

Manche sterben dann von allein, weil die Essensrationen nicht ausreichen, damit sie wieder kräftig genug für den Krieg sind. Im Grunde ist es eine Gnade.

Die Barbara darf einmal im Monat für zwei Tage nach Hause fahren – die Josefa, die jetzt die Stelle vom Oskar als Oberpfle-

gerin übernommen hat, ist plötzlich im Herzen gütig geworden und hat es erlaubt. Aber nur, wenn die Barbara jedes Mal ein schönes Paket mitbringt. Am Land gibt es noch genügend Eier und vielleicht ein Stück Speck und Äpfel und Butter und sicher auch ein paar Flascherl Wein, weil „Da fühlst du keinen Hunger mehr, da ist dir wohl im Herzen!“

Das muss die Josefa irgendwo gelesen haben, wahrscheinlich in ihren Liebesromanen, weil von alleine würde sie so einen Satz nicht fertigbringen.

Eine Frau aus Ottakring, die Mali Sobotka, kommt mit ihren drei Kindern einmal in der Woche ihren debilen Bruder besuchen. Sie arbeitet in einer Rüstungsfabrik am Fließband. Gewehrteile lötet sie zusammen und muss dabei eine dunkle Brille tragen.

Sie erzählt, dass sich ihr Großer, der Fritz, der schon acht Jahre alt ist, die ganze Nacht über vor den Geschäften anstellt, und wenn ihre Schicht zu Ende ist, kann sie ihn ablösen, damit er in die Schule gehen kann. Da gibt es dann gerade noch ein halbes Kilo Mehl und eine Kanne Milch, vielleicht sogar ein bisschen Schweineschmalz.

Die Mali Sobotka ist klein und blond und sieht aus, als ob sie langsam vertrocknen würde.

„Und dann kommen die Berittenen von der Polizei“, schimpft sie mit ihrem böhmischen Akzent, „und wollen die Leute verscheuchen. Weil der Bürgermeister das Anstellen verboten hat!“

Die Mali ist bei den Sozialdemokraten und redet oft von den Ungerechtigkeiten zwischen den Bürgern und den Proletariern.

Der Bürgermeister hat genügend Brot und sicher auch ein Brathuhn am Sonntag. Und die Leute stellen sich weiter an. Hunderttausende sind es.

Im November 1916 stirbt der alte Kaiser und überall hängen schwarze Fahnen.

Er verabschiedet sich elegant genau im richtigen Augenblick. Und sein hungriges Volk lässt er zurück im verlotterten Vaterland.

www.kremayr-scheriau.at

ISBN 978-3-218-01265-2

Copyright © Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien
Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlaggestaltung, typografische Gestaltung und Satz:
Sophie Gudenus

Umschlagfotos und Kernfotos: Privatbesitz Dolores Schmidinger
Lektorat: Stefanie Jaksch

Druck und Bindung: GGP Media GmbH Pößneck